



Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen

Information Nr. 107 Stuttgart X/1988

Auf Erziehung verzichten?

Zu Alice Millers antipädagogischem Programm aus christlicher Sicht

von Gregor Tischler

INHALT

I.	Glaubenskrise als Krise der Erziehung	2
II.	Alice Miller: „Begleitung“ statt Erziehung	2
III.	Die Leugnung menschlicher Schuldfähigkeit	4
IV.	Ein verbreitetes Mißverständnis von Selbstverwirklichung	6
V.	Freiheit – ein Stiefkind der Psychoanalyse?	9
VI.	Schuld und Selbstverwirklichung in christlicher Sicht	11
VII.	Voraussetzungen christlicher Erziehung	14
VIII.	Sensibilität und das Drama des begabten Kindes	17
IX.	Alice Millers Sicht der Kindheit Jesu	18
X.	Die Autorin als Vorbild	19
	Anmerkungen	21

I. Glaubenskrise als Krise der Erziehung

Am Ende des zweiten Jahrtausends nach Christus beschäftigt die Kirchen in Europa kein Problem mehr als das der Weitergabe des Glaubens. Überall beklagt man den fast völligen Ausfall an religiösen Grundkenntnissen – sogar bei denjenigen, die sich noch zum sonntäglichen Gottesdienst einfinden. Statistische Untersuchungen über religiöse Vorstellungen Jugendlicher liefern einen eindeutigen Befund (1). Allerdings ist die geringe Akzeptanz dessen, was in den Kirchen amtlich verkündet wird, auch das Defizit an Bibelkenntnissen und „Glaubenswissen“, nicht unbedingt identisch mit einer Ablehnung des Religiösen an sich.

Der zentrale Ort, an dem sich die Stellung des einzelnen zum Glauben entscheidet, ist nach wie vor die Familie. Nun war noch vor ca. zwei Jahrzehnten die Opposition Jugendlicher gegenüber Glauben und Kirche Teil des Generationenkonflikts; die Heranwachsenden setzten sich dabei bewußt mit der Weltsicht ihrer Eltern auseinander. Heute indes verzichten in der Regel die Erwachsenen selbst weitgehend auf religiöse Erziehung. In wie vielen Familien etwa wird heute noch gemeinsam gebetet oder die Bibel gelesen?

Die Frage nach der Weitergabe des Glaubens ist im Kern auch eine Frage nach den Erziehungsmustern. Die – zumindest theoretische – Ablehnung autoritärer bzw. patriarchaler Erziehungsformen – wohlgemerkt bei Kindern *und* Eltern! – scheint mit der grundsätzlichen Ablehnung religiöser Erziehung in enger Verbindung zu stehen.

Nun herrscht heute bei der Überlegung, wie man Kinder überhaupt erziehen könne und solle, verbreitet Unsicherheit. Für eine autoritäre Erziehung nach altem Schema lassen sich kaum noch Argumente finden; doch auch die antiautoritäre Erziehung, wie sie sich in der Folge von A. S. Neill in den sechziger und frühen siebziger Jahren verstanden hatte (2), scheiterte. Ein Laissez-faire-Verhalten der Erzieher ist, wiewohl in der Praxis nicht selten, angesichts der Orientierungssuche der Heranwachsenden ebenfalls nicht verantwortbar. Die meisten werden daher von „Partnerschaftlichkeit“ sprechen, wenn man nach der besten Erziehungsform fragt. Doch was heißt dies konkret? Und was bedeutet dies für den Bereich der Religiosität?

II. Alice Miller: „Begleitung“ statt Erziehung

Seit Beginn der achtziger Jahre gewinnt eine neue Position zunehmende Beachtung. Ihre Begründerin und konsequenteste Vertreterin – zumindest im deutschsprachigen Raum – ist die Schweizer Psychologin Alice Miller. In ihren hohen Auflagen erzielenden Büchern (3) vertritt sie die Auffassung, jede Art von Erziehung sei nichts anderes als Manipulation, die zu mehr oder weniger schweren Schädigungen in der Psyche des Kindes führe. Erzieher wollten nämlich von vornherein das Kind nach ihren eigenen Vorstellungen formen und verhinderten so dessen kreative Selbstentfaltung:

„Sämtliche Ratschläge zur Erziehung der Kinder verraten mehr oder weniger deutlich, zahlreiche, sehr verschieden geartete Bedürfnisse des Erwachsenen, deren Befriedigung dem lebendigen Wachstum des Kindes nicht nur nicht förderlich ist

sondern es geradezu verhindert. Das gilt auch für die Fälle, in denen der Erwachsene ehrlich davon überzeugt ist, im Interesse des Kindes zu handeln.

Zu diesen Bedürfnissen gehören: erstens, das unbewußte Bedürfnis, die einst erlittenen Demütigungen anderen weiterzugeben; zweitens, ein Ventil für die abgewehrten Affekte zu finden; drittens, ein verfügbares und manipulierbares lebendiges Objekt zu besitzen; viertens, die eigene Abwehr, d.h. die Idealisierung der eigenen Kindheit und der eigenen Eltern zu erhalten ...; fünftens, die Angst vor der Freiheit; sechstens, die Angst vor der Wiederkehr des Verdrängten ..., und schließlich siebtens, die Rache für die erlittenen Schmerzen. Da jede Erziehung mindestens eines der hier erwähnten Motive enthält, ist sie höchstens dazu geeignet, aus dem Zögling einen guten Erzieher zu machen. Niemals wird sie ihm aber zur freien Lebendigkeit verhelfen können. Wenn man ein Kind erzieht, lernt es erziehen. Wenn man einem Kind Moral predigt, lernt es Moral predigen, wenn man es warnt, lernt es warnen, wenn man mit ihm schimpft, lernt es schimpfen, wenn man es auslacht, lernt es auslachen, wenn man es demütigt, lernt es demütigen, wenn man seine Seele tötet, lernt es töten. Es hat dann nur die Wahl, ob sich selbst oder die anderen oder beides.“ (2/119)

Erziehung setzt Alice Miller mit Traumatisierung und daraus folgender Neurotisierung gleich. Damit wendet sie sich zugleich gegen Sigmund Freuds Triebtheorie, wonach menschliches Fehlverhalten stets Resultat verdrängter Triebwünsche sei. Alice Miller sieht in solcher Triebtheorie nur eine Dämonisierung des Kindes, dessen Natur man so für alles Böse verantwortlich machen könne. In Wahrheit schaffe erst Erziehung die Voraussetzung bzw. den Zwang zu destruktivem Verhalten des Kindes (4). Da sie stets nach dem Schema Belohnung – Strafe vorgehe, wobei die schlimmste Strafe der angedrohte oder tatsächliche Liebesentzug sei, entstünden zwangsläufig Traumata, seelische Verletzungen; später, wenn das Kind heranwachse, werde es aufgrund von Übertragungsmechanismen und Wiederholungszwang selbst wiederum andere (oder auch sich selbst) verletzen müssen.

Nun fordert Alice Miller jedoch keineswegs, das Kind sich selbst zu überlassen. Vielmehr stellt sie hohe Anforderungen an den Umgang mit Kindern. Sie setzt nämlich hinzu:

„Das heißt aber nicht, daß das Kind ganz wild aufwachsen kann. Was es für seine Entfaltung braucht, ist der Respekt seiner Bezugspersonen, die Toleranz für seine Gefühle, die Sensibilität für seine Bedürfnisse und Kränkungen, die Echtheit seiner Eltern, deren eigene Freiheit – und nicht erzieherische Überlegungen – dem Kind natürliche Grenzen setzt.“ (2/119 f)

Diese Art von Umgang mit dem Kind nennt Alice Miller „seelische und körperliche Begleitung“ (2/122).

Mit der Entlarvung einer, wie sie es nennt, „Schwarzen Pädagogik“, verdient Alice Miller uneingeschränkte Zustimmung. Welch verheerende Folgen eine Erziehung zeitigen kann, die Sekundärtugenden wie Gehorsam, Ordnung, Pünktlichkeit, Pflichtbewußtsein u. dgl. verabsolutiert, darüber aber Primärtugenden wie Sensibilität, Zärtlichkeit, Hilfsbereitschaft oder Kreativität vernachlässigt, kann gar nicht eindringlich genug betont werden. Autoritäre Gehorsamsforderungen, Liebesentzug oder auch physische Gewaltanwendungen, wie sie selbst in der Bibel empfohlen werden – z.B. Sprüche 13,24: „Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn, wer

ihn liebt, nimmt ihn früh in Zucht“ – bereiten in der Tat den Boden für Gefühllosigkeit, Aggressivität und Neurose. Alice Miller liefert dazu eine Fülle von Fallstudien, deren beeindruckendste, die Analyse der Kindheit Adolf Hitlers ist (5). Und daß der Zusammenhang von autoritärer Erziehung und Neurotisierung auch für den religiösen Bereich gilt, hat bereits Tilmann Moser in seinem Bestseller „Gottesvergiftung“ aufgewiesen (6).

Andererseits ist freilich die Forderung, auf Erziehung gänzlich zu verzichten und stattdessen das Kind nur noch zu „begleiten“, nicht unproblematisch. Allzu leicht könnte nämlich das Mißverständnis entstehen, man brauche nur abwartend zuzusehen, wie sich das Kind ganz natürlich von selbst entwickle. Und in der Tat sind Alice Millers Erläuterungen ihres Begriffs „Begleitung“ eher dürftig. Weitgehend unbeantwortet bleiben z.B. die Fragen, wieweit Erwachsene ein Vorbild geben sollen, wann sie – etwa bei unvernünftigem Verhalten des Kindes – eingzugreifen hätten, wie sie dessen schulische Ausbildung beeinflussen dürften, und vieles mehr. So gerät die Gegenüberstellung der Begriffe Erziehung und Begleitung eher zu einem bloßen Wortgefecht. Es wäre wohl sinnvoller, zwischen unterdrückender, autoritärer und neurotisierender Erziehung, die nur von egozentrischen Projektionen Erwachsener ausgeht, und einer Erziehung zur Persönlichkeitsentfaltung zu unterscheiden, die die Befähigung zu all den genannten Primärtugenden umfaßt. In letzterer freilich müssen die Elemente, die Alice Miller der „Begleitung“ des Kindes zumißt, also Respekt, Toleranz, Sensibilität usw. enthalten sein.

Trotz allem ist die Lektüre von Alice Millers Büchern all denen, die in irgendeiner Weise mit Kindern zu tun haben, zu empfehlen. Welche Bedeutung es z.B. hat, bereits einen Säugling als eigenständigen Menschen, d.h. vor allem seine Empfindungen und Bedürfnisse, ernst zu nehmen; wie wichtig es ist, grundsätzlich alle nötigen Anordnungen dem Kind verständlich zu machen, d.h. so gut wie möglich zu erklären; welche Grausamkeit es im Grunde bedeutet, wenn Kinder „ihren Zorn und Schmerz nicht artikulieren dürfen, ohne Gefahr zu laufen, die Liebe und Zuwendung der Eltern zu verlieren“ (2/128); kurzum: welcher Zärtlichkeit der Umgang mit Kindern bedarf – dies und vieles mehr ist von dieser zutiefst einfühlsamen Psychologin (und Mutter von zwei Kindern) zu lernen.

III. Die Leugnung menschlicher Schuldfähigkeit

Fragwürdig freilich wird Alice Millers Ansatz beim Problem menschlicher Schuldfähigkeit. Damit wird ja nicht nur das Zentrum des christlichen Erlösungsglaubens, sondern das aller Religionen berührt. Sie alle gehen nämlich von Schuld und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen aus. Für Alice Miller aber ist – jedenfalls nach ihren ersten vier Büchern – bereits die Vorstellung von Schuld verhängnisvoll. Denn jeder, der in irgendeiner Weise falsch handelt – und Alice Miller leugnet keineswegs die grundsätzliche Unvollkommenheit des Menschen – kann ihrer Meinung nach im Grunde gar nicht anders. Selbst schlimmste Verbrecher, wie es z.B. Hitler oder der Sexualmörder Jürgen Bartsch waren, seien wiederum nur Opfer von Erziehung, die in zwanghafter Weise handeln mußten. Denn ihre wahren Bedürfnisse und Gefühle, mit denen sie sich gegen eine tyrannische Erziehung hätten wehren können, hätten sie von Anfang an verdrängen müssen; so seien sie von vornherein mit Schuldkomplexen beladen worden, von denen sie sich später

dadurch zu befreien suchten, daß sie – in Form der Übertragung – ständig anderen Schuld zuschoben und sie dafür bestrafen. Es gehe also „nicht um Schuld ..., sondern um Nicht-anders-können“ (2/290).

Nun ist es eine wichtige und richtige Erkenntnis, daß Täter in irgendeiner Weise immer auch Opfer sind. So unangenehm es auch sein mag, Alice Millers Behauptung läßt sich nicht so ohne weiteres von der Hand weisen:

„Es ist selbstverständlich unser gutes Recht und eine Notwendigkeit, Mörder einzusperren, die unser Leben bedrohen. Vorläufig kennen wir noch keinen anderen Weg. Doch das ändert nichts daran, daß das Mordenmüssen der Ausdruck eines tragischen Kinderschicksals und das Gefängnis eine tragische Besiegelung dieses Schicksals ist.“ (2/228f)

Daraus aber zu folgern, daß man grundsätzlich nicht von menschlicher Schuld sprechen dürfe, daß gar die Befreiung von Schuldkomplexen genüge, um das, was man im allgemeinen als Schuld bezeichne, zu verhindern, ist – bei aller Faszination dieser These – eine gefährliche Verabsolutierung. Denn dabei wird nicht mehr zwischen Schuldkomplexen als Zeichen zwanghafter Neurosen und der im Wesen menschlicher Freiheit begründeten Fähigkeit unterschieden, eben auch schuldig zu werden. Es ist ja durchaus einzuräumen, daß bei objektivem Fehlverhalten keineswegs unbedingt eine persönliche Schuld gegeben sein muß. Wenn dem persönlichen Handeln aber ein gewisser Freiheitsspielraum zugrunde liegt, wie groß oder klein auch immer dieser sein mag, so muß auch die Möglichkeit, schuldig zu werden, eingeschlossen sein, es sei denn, man wollte behaupten, der Mensch könne seine Freiheit grundsätzlich nur zur Förderung und Bereicherung des Lebens aller einsetzen. Wie optimistisch Alice Miller die menschliche Natur in der Tat sieht, zeigen (neben vielen anderen) folgende Zeilen:

„Es braucht kein ‚Triebverzicht‘ und keine ‚Sublimierung‘ des ‚Todestriebes‘ angestrebt zu werden, wenn man die lebensgeschichtlichen Wurzeln einer aggressiven oder gar destruktiven Handlung verstanden hat, weil sich dann die psychischen Energien von selbst in Kreativität umwandeln, vorausgesetzt, daß keine erzieherischen Maßnahmen angewendet wurden.“ (2/310)

Es ist daher nur konsequent, daß Alice Miller auch jegliche Moralvorschriften für überflüssig, wenn nicht gar schädlich hält. Sie seien nur da notwendig, wo der Mensch „in den Guten, Frommen, Angepaßten, Braven und den anderen, der das pure Gegenteil des ersten ist“ (3/244), gespalten sei. Diese Spaltung könne allein durch die Begleitung eines einfühlsamen Mitmenschen und durch Aufdeckung früherer Erziehungstraumata überwunden werden (7). Die Vorstellung, Moralvorschriften seien nötig, hält Alice Miller für das gefährliche Resultat der irrtümlichen Trennung von Gut und Böse im menschlichen Wesen:

„Wie konnte es dazu kommen, daß die oben geschilderte Spaltung so selbstverständlich der menschlichen Natur zugeschrieben wird, wenn es immerhin Beweise (!) dafür gibt, daß sie ohne Willensanstrengung (!) und ohne moralische Gesetze überwindbar ist? Ich finde keine andere Antwort auf diese Frage als die Tatsache, daß sich diese beiden Seiten des Menschen in der Erziehung und der Behandlung der Kinder sehr früh fortgepflanzt haben und sie daher als die ‚menschliche Natur‘ angesehen werden.“ (3/244f)

Als abschreckendes Beispiel dafür, was mit Moralvorschriften angerichtet werden könne, führt Alice Miller u.a. auch evangelische Pfarrersfamilien an:

„Jeder erfahrene Analytiker kennt die ehemaligen Pfarrerskinder, denen es nie erlaubt war, sogenannte 'böse Gedanken' zu haben, und die es fertigbrachten, keine zu haben, wenn auch um den Preis einer schweren Neurose. Wenn dann in der Analyse die kindlichen Phantasien endlich leben dürfen, so haben sie regelmäßig einen grausamen, sadistischen Inhalt. In diesen Phantasien verdichten sich die ehemaligen Rachephantasien des pädagogisch gequälten Kindes mit der introjizierten Grausamkeit der Eltern, die das Vitale im Kind mit undurchführbaren moralischen Vorschriften abzutöten versuchten oder abgetötet haben.“ (2/304f)

Alice Miller ist vorbehaltlos zuzustimmen, wenn sie vor der Gefahr warnt, im Kind Schuldkomplexe hervorzurufen. Dies gilt im besonderen für den Bereich religiöser Erziehung. Es ist noch nicht lange her, daß eine solche in der Regel nach den Strukturen erfolgte, die Tilmann Moser in so erschütternder Weise mit dem Begriff „Gottesvergiftung“ anklagte, auch wenn sie nicht immer so verheerende Folgen wie bei ihm zeitigen mußte. Schuldkomplexe sind stets Ausdruck von Neurosen, d.h. sie sind *falsche* Schuldgefühle. Das Bemühen, statt ihrer im Kind Selbstachtung und Selbstwertbewußtsein zu schaffen, ist unerläßliche und grundlegende Voraussetzung, wenn heute religiöse Erziehung gelingen soll. Man schüttet aber das Kind mit dem Bade aus, wenn man nun den Begriff Schuld selbst als unbrauchbar oder neurotisierend verdammt. Es ist vielmehr erforderlich, aus dem Mißbrauch dieses Wortes Konsequenzen zu ziehen, den Begriff schärfer zu fassen und das, was mit ihm als Realität benannt wird, noch ernster zu nehmen.

IV. Ein verbreitetes Mißverständnis von Selbstverwirklichung

Das Mißverständnis, Schuldkomplexe nicht von realer Schuld zu unterscheiden, scheint nun – in mitunter recht trivialer Weise – auch bei allerlei Versuchen sog. Selbsterfahrungsgruppen vorzuliegen, die von der Ansicht ausgehen, die Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen ließen sich dadurch lösen, daß sich ein jeder einfach so „annehme, wie er nun einmal ist“.

Offensichtlich handelt es sich dabei um eine, gewissermaßen in Mode gekommene, Fehlinterpretation des Begriffs Selbstverwirklichung, die man auch in Gesprächen mit intelligenten Leuten antreffen kann, die für gesellschaftliche Probleme – etwa die Bedrohung durch Rüstung und Umweltzerstörung, für Gefahren also, die ausschließlich von Menschen verursacht werden – durchaus aufgeschlossen sind. So kann also die grundsätzliche Bestreitung persönlicher Schuld mit der scharfen Verurteilung bestimmter menschlicher Verhaltensweisen (man spricht z.B. von „egoistischen Gruppeninteressen“ oder „persönlichem Machtmißbrauch“) einhergehen, ohne daß man sich dabei eines inneren Widerspruchs bewußt würde.

Damit soll freilich nichts gegen Versuche als solche gesagt werden, Menschen, die unter Komplexen und gestörtem Selbstbewußtsein leiden, mit Hilfe von Gruppenerfahrungen so etwas wie Selbstwertgefühl zu vermitteln. Frauengruppen etwa, die sich in den letzten Jahren selbst in kleinsten Städten, auch auf privater Ebene, bildeten, haben manchmal eine geradezu therapeutische Funktion. Denn es sind ja vor allem Frauen, die unter patriarchalen Strukturen in Familie und Gesellschaft

zu leiden haben. Wenn ihnen nun in einer Gruppe bewußt gemacht wird, wie unnötig ihre Minderwertigkeitskomplexe waren, daß sie das Recht haben, sich gegen Bevormundung und Ausbeutung zu wehren, und daß es einen Weg gibt, um sich am Leben wieder zu freuen, indem sie statt nur noch zu dienen, ihre eigenen Bedürfnisse erkennen, so ist dies zu begrüßen.

Bedenklich wird es jedoch, wenn man auf dieser Stufe, bei der Befreiung von Schuldkomplexen, stehenbleibt und unterstellt, jeder Mensch sei im Grunde ganz in Ordnung und das Problem bestehe nur darin, inwieweit er in der Lage sei, „sich selbst zu akzeptieren“. Man leugnet dabei dann nicht nur die individuelle Schuldfähigkeit, sondern weist zugleich oft als einzigen Weg zur Selbstverwirklichung Egozentrik aus. Konsequenterweise ist es mancherorts zur Mode geworden, nur noch von „männlich korrumpierter Liebe“ zu sprechen, die die weibliche Hingabefähigkeit schamlos ausnütze (8).

Solch propagiertes Um-sich-selbst-Kreisen hat indessen Konsequenzen, die am Ende gerade die Erfahrung eines wahrhaft erfüllten Lebens und die angestrebte Selbstverwirklichung verhindern. Wer glaubt, nach der Befreiung von Bevormundung nun einfach alles auf sich selbst beziehen und die eigenen Interessen zum alleinigen Maßstab machen zu müssen, bleibt im Bereich des Narzismus. Statt zur erhofften Selbständigkeit, reicht es dann oft nur zu Selbstmitleid und Larmoyanz. Nicht Empfindsamkeit, sondern Empfindlichkeit, nicht Verletzbarkeit – eine wichtige Voraussetzung für die Fähigkeit zu lieben –, sondern Gereiztheit und die Unfähigkeit, Kritik zu ertragen, sind oft typisch für Menschen, die glauben oder vorgeben, auf dem Weg zur Selbsterfahrung zu sein. Das folgende Beispiel, das ich selbst erlebte, kann dies verdeutlichen. Es handelt sich dabei um einen Fall, bei dem die angestrebte Überwindung falscher Schuldgefühle und die Weigerung, sich mißbrauchen zu lassen, mit der grundsätzlichen Bestreitung von Schuld und mit dem Zwang, alles auf sich selbst beziehen zu müssen, einhergingen.

Als ich in einem Volkshochschulkurs einmal auf den Religionskritiker Ludwig Feuerbach zu sprechen kam und ihn (mit seinen eigenen Worten) als Atheisten bezeichnete, griff mich eine Teilnehmerin heftig an, indem sie sich eine solche „Aburteilung“ Feuerbachs entschieden verbat. Sie sagte, ich hätte kein Recht, diesen als schlechten Menschen hinzustellen. Auch auf den Einwand hin, es gehe doch nicht um eine moralische Wertung, wenn man den Philosophen beim Wort nehme, blieb sie bei ihrem Vorwurf. Als sie schließlich auch andere Kursteilnehmer auf ihr Mißverständnis hinwies, flüchtete sie sich in Selbstmitleid und bezeichnete sich provozierend als „Dümmste aller Anwesenden“.

Nun wußte ich zufällig, daß diese Frau ein schweres persönliches Schicksal zu tragen hatte, unter dem Unverständnis ihres Mannes, zeitweiligen Depressionen und auch der Last ihrer religiösen Erziehung litt. In einer Frauengruppe konnte sie sich anscheinend wenigstens teilweise von manchen Zwängen befreien. An deren Stelle trat bei ihr aber nun der – durch die Gruppe offensichtlich verstärkte – neue Zwang, schlechterdings alles auf sich selbst zu beziehen und danach zu beurteilen. So hatte sie auch die Bezeichnung „Atheist“ als Verurteilung aufgefaßt, da sie sich selbst erst von den Zwängen ihrer religiösen Erziehung zu lösen versucht hatte. In der Aussage, Feuerbach sei Atheist, sah sie unwillkürlich einen Vorwurf gegen ihre jetzige, früheren religiösen Überzeugungen widersprechende, Einstellung.

Davon jedoch bleibt unberührt, daß Selbstverwirklichung – recht verstanden – nicht nur Grundrecht eines jeden, sondern auch identisch mit befreiender Religiosität ist. Man muß sich aber vor denen hüten, die, vielleicht ohne es zu wollen, Narzißmus propagieren und Liebe oder Hingabe als gefährliche Selbstaufgabe diskriminieren. Wer – verdeckt oder offen – Egozentrik zum Maßstab für Lebensverwirklichung macht, kann nur sehr begrenzt Zärtlichkeit und Erotik erleben und statt dessen leicht seinen Partner als Mittel zu vermeintlicher Selbsterfahrung mißbrauchen. Nicht fähig, sich in den anderen wirklich einzufühlen, wird er wenig Sinn für dessen Wert und Bedürfnisse, für Mitleid und Mitfreude entwickeln. Nicht echte Toleranz, sondern bestenfalls Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit werden wahrscheinlich seine Haltung anderen gegenüber bestimmen; erfahrungsgemäß geht daher Argumentationsschwäche – ein Zeichen für die Unfähigkeit, Konflikte wirklich auszutragen – mit Narzißmus einher. Auch die Phantasie bleibt so sehr an Interessen gebunden, daß sie keine wirkliche Kreativität erreicht, die ja etwas Eigenständiges schafft. Nicht einmal die vermeintliche Sensibilität gegenüber sich selbst ist bei Egozentrierten echt: Sie klammern ja absichtlich jegliche negative Seite ihres Ego aus und verstehen persönliches Versagen höchstens als Folge erlittenen Unrechts, doch nicht als Konsequenz einer in zumindest relativer Freiheit getroffenen Entscheidung.

Vielleicht kann man eine Variante des geschilderten Mißverständnisses von Selbstverwirklichung auch unter religiösem Gewand antreffen. Es fällt nämlich auf, daß mit der zunehmenden Verdrängung des Schuldbewußtseins – gerade auch unter jungen Menschen – ein offensichtlicher Wandel religiöser Vorstellungen einhergeht, der sich z.B. in der strikten Ablehnung eines richtenden oder gar strafenden Gottes äußert. So richtig die Korrektur eines Gottesbildes ist, das als „personifizierte Lebensfeindlichkeit“ (T. Moser) erfahren wird, so unzureichend bleibt doch auch die allzu bequeme Vorstellung eines immer nur „lieben“ Gottes, der lediglich das eigene Ich zu stärken hätte – oder den man in vermeintlicher „Meditation“ als das eigene Selbst zu erfahren vorgibt. Wenn Gott die Liebe ist (1.Joh. 4,8), dann können wir ihn sicherlich nicht erfahren, indem wir uns in uns selbst zurückziehen (so notwendig dies mitunter sein kann), sondern indem wir die Schranken des Ego überwinden und selbst zu lieben versuchen.

Damit berühren wir ein weiteres Phänomen: Es ist das Bestreben, sich eine auf die eigenen Bedürfnisse zugeschnittene Religiosität zu schaffen, die sich gegen alle Ansprüche immunisiert, den eigenen Narzißmus zu überwinden. Einer zur Mode verkommenen „Meditation“, einer unkritischen Reinkarnationsgläubigkeit, verschiedenen „Esoterik-Lehren“ bzw. „New-Age“-Vorstellungen (9) ist gemeinsam, persönliche Schuld zu verdrängen und in der Konzentration auf das „Selbst“ das Heil zu suchen. Dahinter verbirgt sich letztlich der Glaube an die Möglichkeit individueller Selbsterlösung. Mit ihm aber werden Identifikation mit dem anderen, Hingabe und echte Liebe – d.h. Denken und Fühlen vom anderen her – eher erschwert als erleichtert.

V. Freiheit – ein Stiefkind der Psychoanalyse?

Wenn wir uns mit den zuletzt angestellten Überlegungen von Alice Millers Entwurf weit entfernt zu haben scheinen, so geschah dies nur, um aufzuweisen, zu welchen Folgerungen die konsequente Leugnung individueller Schuld führen kann. Doch dahinter steht ein tiefergehendes Problem, das nicht nur für Alice Miller, sondern für die gesamte Psychoanalyse kennzeichnend ist: die Versuchung zu monokausalen Erklärungen. Daß Alice Miller die Existenz persönlicher Schuld nicht akzeptieren kann, hängt von ihrer Grundannahme ab, jegliches Fehlverhalten liege nicht im menschlichen Wesen, sondern allein in dessen Verbildung durch Erziehung begründet. Wenn aber auch Erzieher wiederum Opfer ihrer eigenen Erziehung sind, so bleibt tatsächlich nirgendwo Raum für persönliche Schuld. Dieser wäre nämlich nur da möglich, wo die Freiheit besteht, sich auch anders zu entscheiden.

Mit diesem Problem steht Alice Miller nicht allein. Die menschliche Freiheit scheint von Anfang an fast ein Stiefkind der Psychoanalyse zu sein. Schon in Freuds Triebtheorie (die Alice Miller, wie gesagt, heftig bekämpft) blieb kein Spielraum für wirklich freie Entscheidungen des Individuums. Nach ihr können zwar neurotische Schuldkomplexe auftreten, da die Ansprüche des Über-Ichs – der Verinnerlichung von außen aufgezwungener Verhaltensregeln – mit den Triebwünschen in Konflikt geraten können; doch wenn ein spannungsfreier Ausgleich zwischen Es und Über-Ich stattfindet, ist „normales“, d.h. problemloses Verhalten des einzelnen gewährleistet.

Es kann hier nicht der Frage nachgegangen werden, inwieweit im Detail Freuds Schüler und die Psychoanalyse insgesamt die Möglichkeit, aus freiem Willen ethische Entscheidungen zu treffen, dennoch bejaht oder sogar betont haben (explizit geschieht dies beispielsweise bei Viktor E. Frankl und Erich Fromm) – in dem Maße, in dem sie Freuds Triebtheorie verpflichtet sind, tun sie sich mit der menschlichen Freiheit schwer. Und dies nimmt auch nicht wunder, wenn man bedenkt, daß es die psychoanalytische Praxis vor allem mit gestörten Persönlichkeitsstrukturen, mit Neurosen und Traumata zu tun hat. Die aus deren Behandlung gewonnenen Erkenntnisse lassen sich eben nicht ohne weiteres auf psychisch Gesunde übertragen. Und auch Alice Miller hat offensichtlich in erster Linie Erziehungsgeschädigte vor Augen, deren Leiden sie gewiß mit großer Einfühlung begegnet. Die Verallgemeinerung ihres Befundes aber – und dies stelle ich auch aufgrund meines täglichen Umgangs mit Kindern unterschiedlichster psychischer Disposition fest – verstellt die Sicht auf die gesamte Realität.

So muß sich Alice Miller in ihrer Konzeption der gesunden Persönlichkeit zwangsläufig in Widersprüche verwickeln. Sie verfolgt ja nicht nur die Absicht, durch Bewußtmachung von Erziehungstraumata Neurosen zu heilen; sie will mit ihrer Forderung nach einfühler „Begleitung“ den Kindern auch ermöglichen, selbst sensibel, rücksichtsvoll und kreativ zu werden. Sie möchte ihnen „die Türe aus der zwanghaften Zerstörung des Lebens in die Freiheit und Verantwortung“ öffnen (6/256). In der Tat bedürfen alle humanen Fähigkeiten, also etwa Sensibilität, Zärtlichkeit oder Toleranz, der inneren Freiheit. Nun ist Alice Miller, wie festgestellt, der Meinung, solche erstrebenswerte Freiheit müsse automatisch zur Förderung und Bereicherung allen Lebens – des eigenen wie des fremden – führen. Welcher Optimismus ihr Menschenbild färbt, weisen z.B. die Schlußzeilen eines ihrer Bücher auf:

„Menschen, deren Integrität in der Kindheit nicht verletzt wurde, die bei ihren Eltern Schutz, Respekt und Ehrlichkeit erfahren durften, werden in ihrer Jugend und auch später intelligent, sensibel, einfühlsam und hoch empfindungsfähig sein. Sie werden Freude am Leben haben und kein Bedürfnis verspüren, jemanden oder sich selber zu schädigen oder gar umzubringen. Sie werden ihre Macht gebrauchen, um sich zu verteidigen, aber nicht, um andere anzugreifen. Sie werden gar nicht anders können, als Schwächere, also auch ihre Kinder, zu achten und zu beschützen, weil sie dies einst selber erfahren haben und weil dieses Wissen (und nicht die Grausamkeit) in ihnen von Anfang an gespeichert (!) wurde ...Da die Abwehr von frühesten Bedrohungen nicht ihre unbewußte Lebensaufgabe sein wird, werden sie mit realen Bedrohungen rationaler und kreativer umgehen können.“ (4/178f)

Nun weiß aber Alice Miller auf der anderen Seite durchaus von Zornausbrüchen, Haßgefühlen und Aggressionen des Kindes:

„Jeder Mensch muß seine Form der Aggressivität finden, wenn er sich nicht zur gehorsamen Marionette anderer machen lassen will. Nur jemand, der sich nicht zum Instrument eines fremden Willens reduzieren läßt, kann seine persönlichen Bedürfnisse durchsetzen und seine legitimen Rechte verteidigen. Aber diese angemessene, adäquate Form der Aggression bleibt vielen Menschen verschlossen, die als Kinder in dem absurden Glauben aufgewachsen sind, ein Mensch könne ständig nur Liebe, gute und fromme Gedanken haben und dabei gleichzeitig ehrlich und wahrhaftig sein.“ (2/305)

Die Fähigkeit zur Aggressivität bedeutet für Alice Miller so lange keine Gefahr, solange sie nicht erzieherisch manipuliert werde. So schreibt sie (im Zusammenhang mit der Heilung von Depressionen):

„Die Befreiung von der Depression führt nicht zu einer dauernden Fröhlichkeit oder zum Mangel an Leiden, sondern zur Lebendigkeit, d.h. zur Freiheit, spontan auftretende Gefühle leben zu können. Es gehört zur Vielfalt des Lebendigen, daß diese Gefühle nicht immer heiter, 'schön' und 'gut' sein können, sondern die ganze Skala des Menschlichen offenbaren, d.h. auch Neid, Eifersucht, Wut, Empörung, Habgier, Verzweiflung und Trauer.“ (1/94f)

Ist es aber so abwegig, diese „Freiheit, spontan auftretende Gefühle leben zu können“, zu denen eben auch Neid, Eifersucht, Wut und Habgier gehören, eine Freiheit, die gemäß der Autorin einer gesunden Persönlichkeit zukommt, auch als Fähigkeit, schuldig zu werden, zu bezeichnen? Sind denn solche Gefühlsäußerungen niemals destruktiv? Oder sollte wirklich jedes dieser „spontan auftretenden Gefühle“ schon deshalb in Ordnung sein, weil es ein Zeichen von Lebendigkeit sei? Und darf man Alice Miller zustimmen, wenn sie in einem ihrer jüngsten Bücher behauptet:

„Der verdrängte, unbewußte Haß wirkt zerstörerisch, aber der erlebte Haß ist kein Gift, sondern einer der Wege aus der Falle von Verstellung, Heuchelei oder offener Destruktivität.“ (6/198)

Ja, sie fordert neuerdings sogar, Kinder sollten sich weigern, die Schuld ihrer Eltern zu verstehen: „Denn man kann nicht den Schmerz fühlen und gleichzeitig verstehen, warum er einem zugefügt wurde.“ (6/236)

Und wird neue Destruktivität tatsächlich verhindert, wenn man, wie es Alice Miller neuerdings tut, Versöhnung mit den Eltern für geradezu gefährlich hält? (10)

VI. Schuld und Selbstverwirklichung in christlicher Sicht

Von Theodor Weißenborn stammt ein Gedicht, das vielleicht besser als manche theoretischen Überlegungen den Kern des christlichen Schuldverständnisses veranschaulicht:

„Debeas!
Kein Leben kann sein ohne Schuld,
leben ist schuldig sein.

Demut trägt eigene Schuld
und nimmt sie dem anderen,
Stolz meidet eigene Schuld
und bürdet sie anderen auf.“

„Leben ist schuldig sein“ – ein solcher Satz bedarf der Erläuterung. Zunächst ist zu unterscheiden zwischen subjektiver und objektiver Schuld. Ohne Zweifel wird vielen Menschen nicht bewußt, daß sie objektiv an anderen schuldig geworden sind – dafür sind Eltern, die ihre Kinder, ohne es zu wollen, neurotisieren, ein treffendes Beispiel. Doch dies ändert nichts an der Tatsache, daß objektiv Unrecht geschah und von Menschen ausging. Wollte man diesen Umstand nicht mehr als Schuld bezeichnen, müßte man die Sprache ändern, ohne freilich an der Tatsache selbst etwas ändern zu können.

Von der Psychoanalyse ist jedoch zu lernen, daß insbesondere Neurosen den freien Willen des einzelnen und somit die subjektive Schuldfähigkeit erheblich einschränken. Ja, es hat den Anschein, daß die Schwere objektiven Fehlverhaltens und der Grad an neurotischer Beschränkung der Willensfreiheit häufig proportional sind, daß also gerade schwersten Verbrechern oft die geringste ethische Verantwortung zukommt. Von hier aus bekommt der Satz der Bergpredigt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ (Mt. 7,1) neue Aktualität!

Nun hat auch Alice Miller in ihren neuesten Büchern ihre frühere Behauptung, man dürfe niemals von Schuld sprechen, zumindest in einem Punkt korrigiert. Entgegen ihrer früheren Ansicht räumt sie nun ein:

„Ich gehe ... von der ganz einfachen Erkenntnis aus, die eigentlich von niemandem bezweifelt werden kann (!) und die lautet: Jeder, der menschliches Leben zerstört, macht sich schuldig.“ (6/31)

Schuldig machen sich ihrer Meinung nach aber vor allem Eltern an ihren Kindern; so schreibt sie davon, „daß Eltern sich an ihren Kindern verschulden, obwohl sie aus einem inneren Zwang und aus ihrer tragischen Vergangenheit heraus handeln“ (6/37).

Ja, sie geht noch einen Schritt weiter und fordert nun eindeutige Verurteilung und Bestrafung für jede Art von Kindesmißhandlung (11). Auf der anderen Seite bestreitet sie jedoch nach wie vor entschieden, daß jemand aus *freier* Entscheidung schuldig werden könne. Destruktivität sei immer erworben; es sei „erwiesen ..., daß jedes destruktive Verhalten seine Wurzeln in den verdrängten Traumata der Kindheit hat“ (6/178). Umgekehrt gilt nach wie vor:

„Menschen, die von klein auf ernst genommen, respektiert, geliebt und geschützt wurden, können gar nicht anders, als das gleiche mit ihren Kindern tun, weil ihre Seele und ihr Körper diese Lehre früh aufgenommen und gespeichert haben.“ (6/223)

Vergleichen wir mit diesem Konzept die christliche Sichtweise menschlicher Schuld: Schon immer war es Grundsatz christlicher Ethik, daß (subjektive) Schuld eine zumindest relative Willensfreiheit voraussetzt. Dies bedeutet: Nur wer gegen sein Gewissen handelt, kann sündigen. Daraus folgt aber auch, daß die individuelle Schuldfähigkeit in dem Maße steigt, in dem der einzelne psychisch gesund ist. Der Freiheitsspielraum kann also bei jedem und bei jeder Entscheidung verschieden sein. Letztlich ist er von außen, von einem anderen, nie definitiv zu beurteilen. Umso vorsichtiger haben wir daher zu sein, einen Menschen schuldig zu sprechen.

Darüber hinaus aber gibt es eine Unzulänglichkeit, die direkt im Wesen des Menschen liegt. Sie wird z.B. darin erkennbar, daß man selbst bei bester Absicht immer wieder das Falsche tun oder auch gegen besseres Wissen und Gewissen handeln kann. Dies ist im Grunde mit dem Satz des Hl. Augustinus, der vor allem in der Reformation wieder aufgegriffen wurde, gemeint, der Mensch sei sündhaft von Anfang an. So unvereinbar dieser Satz mit Alice Millers Ausgangsbasis, das Kind sei stets unschuldig, auf den ersten Blick erscheint, so löst sich der Widerspruch schnell, wenn man zwischen subjektiver Schuldfähigkeit und objektiver Unzulänglichkeit unterscheidet. In der Tat ist ja jedes Kind zunächst einmal – subjektiv – unschuldig, da es die Voraussetzungen der Schuld noch gar nicht hat. Und doch ist in ihm, gerade wenn es sich frei entfalten darf, auch schon das Potential zum Schuldigwerden angelegt – denn dieses ist der Preis menschlicher Freiheit.

Einsicht in eigene Unzulänglichkeit, durch die man vor Selbstüberschätzung und -überforderung gewarnt wird, sowie das Eingeständnis, an Mitmenschen immer wieder schuldig geworden zu sein, haben an sich nichts mit neurotischen Schuldkomplexen zu tun. Letztere verhindern ja die objektive Sicht des Unrechts; wer es aber, auch das von ihm selbst Verursachte, erkennen kann – wobei es eine untergeordnete Rolle spielt, wie groß der zugrundeliegende Freiheitsspielraum im Nachhinein erscheint –, schafft die beste Voraussetzung, geschehenes Unrecht nach Kräften wiedergutzumachen und künftiges zu vermeiden. Bei richtig entwickeltem Selbstwertbewußtsein verträgt man ohne Angst berechnete Kritik oder kann sie vielleicht sogar als notwendiges und hilfreiches Mittel zur Selbstverwirklichung verstehen. Wie könnte man auch an sich selbst arbeiten, Korrekturen an liebgewonnenen Gewohnheiten vornehmen, getroffene Entscheidungen in Frage stellen oder die eigenen Wertmaßstäbe überprüfen, wenn man sich nicht der Unzulänglichkeit menschlicher Versuche bewußt ist? Sicherlich machen komplexbeladene und von Skrupeln geplagte Menschen das Miteinander schwer; aber schwerer noch machen es die, die von ihrer Schuldlosigkeit oder gar Unfehlbarkeit überzeugt sind.

Nicht übergroßes und weitverbreitetes Schuldbewußtsein ist die Neurose unserer Zeit, sondern eher die Überzeugung des einzelnen, selbst stets unschuldig und nur Opfer fremden Versagens zu sein. Zu echter Selbstverwirklichung aber gehört auch das Bemühen, die eigene, immer wieder schmerzlich empfundene Unzulänglichkeit und Destruktivität zu korrigieren – oder anders gesagt: umfassend zu lieben.

Nach dem Gesagten muß freilich noch eine Korrektur an einem bestimmten traditionell-christlichen Schuldverständnis angebracht werden. Denn mit dem Begriff Schuld darf nur die lebenszerstörende Macht, die vom Menschen ausgeht, bezeichnet werden, nicht aber, wie man es in der Folge von Augustinus bis heute immer wieder tat, die Lust am Eros. Allzulange hat man unter Sünde nichts anderes als „Konkupiszenz“, „Begehrlichkeit“, verstanden und dabei nicht zwischen lebensbereichernder und lebenszerstörender Begierde unterschieden. So fiel fast die gesamte Palette der Sinnlichkeit und Daseinsfreude, aber auch jede Art von Ungehorsam unter Verdikt. Und so konnte geschehen, daß die lustvolle Betrachtung des menschlichen Körpers als schwerste Sünde, die Ausrottung von „Feinden“ einschließlich wehrloser Frauen und Kinder aber u.U. als durchaus „gottgefällig“ betrachtet wurde, wenn bei letzterer keine „Begehrlichkeit“ (sondern nur Gehorsam gegen die Obrigkeit) im Spiele war. Bis heute scheint diese notwendige Klärung der Begriffe Schuld und Sühne noch nicht bis zu allen Moraltheologen und Kanzeln vorgedrungen zu sein!

Versuchen wir nun zu umschreiben, was unter Selbstverwirklichung in christlicher Sicht verstanden werden könnte. Selbstverwirklichung – so die Grundthese – gelingt nur dem, der fähig ist zu lieben. Liebe aber wird erst konkret in Sensibilität und Zärtlichkeit, sie macht fähig zu Sinnlichkeit und erotischer Lust, sie kann mitleiden, sich mitfreuen und mittrauern. Wer lieben kann, ist tolerant und einfühlsam genug, um zu kritisieren (d.h. zu beurteilen!) und Konflikte auszutragen. Er strengt die Phantasie an, weil er auf der Suche nach der Fülle des Lebens ist, die er nur dann genießen kann, wenn er sie auch anderen zu ermöglichen sucht. Er entwickelt den Sinn für Schönheit, aber auch für den Mangel daran. Und er leidet an der Unzulänglichkeit, an der eigenen genauso wie an der anderer, ja, an der Unvollkommenheit der gesamten Schöpfung und an all dem Grauen, das das Schöne immer wieder zerstört.

Lieben heißt, vom anderen her denken und fühlen zu können und Ichbezogenheit zu überwinden. Dies setzt Selbstwertbewußtsein und die Erfahrung voraus, von anderen angenommen zu sein. Wo dies gegeben ist, braucht man auch keine Angst mehr zu haben, ausgenützt und mißbraucht zu werden. Denn wer um den eigenen Wert weiß, ist auch sensibel genug, um zu merken, ob der andere nur fordert, aber in seiner Ichbezogenheit nicht zu geben vermag. Zugleich aber wird er sich auch selbstkritisch betrachten und aus eigenen Fehlern lernen wollen. Er bürdet – mit den Worten Theodor Weißenborns – die eigene Schuld nicht anderen auf, sondern versucht lieber, den anderen zu ent-schuldigen – was etwas anderes ist, als alles einfach kritiklos hinzunehmen.

Christsein bedeutet, an die Liebe als die Vollendung der Schöpfung zu glauben und ihr damit zugleich ihre tiefste Begründung zu geben: Liebe ist wahrhaft göttlich! Und doch: bei aller beglückenden Erfahrung der Liebe bleibt immer noch ein Rest des Unerlösten, das Bewußtsein nämlich, daß das Heil nie vollständig gelingt, weil Wut, Neid, Eifersucht und Haß mitten aus demselben Herzen kommen, aus dem doch auch die schöpferische Kraft der Liebe entspringt. Und so kommt man nicht

um den Schmerz herum, sich auch immer wieder an anderen schuldig zu machen. Und er verstärkt sich, je mehr man sich der Grenzen allen irdischen Lebens, seiner Endlichkeit, des Leiden- und Sterbenmüssens bewußt wird. Der wohlfeile Rat, sich mit den „Lebensgesetzen“ abzufinden, erscheint im Angesicht des realen Grauens und der Macht des Bösen unmenschlich, ja zynisch. Gerade wenn wir erfahren haben, zu welchem Glück Liebe führen kann, wollen wir uns nicht mit ihrer Begrenztheit abfinden und spüren wir die Verzweiflung aufkommen, wenn „auch das Schöne sterben muß“ (Schiller). So hat die wirkliche Erfahrung von Liebe und Endlichkeit eine religiöse Dimension: Sie weist über das Erklär- und Überschaubare hinaus.

„Ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir!“ So schrieb Augustinus zu Anfang seiner Bekenntnisse. Damit faßte er die religiöse Dimension unserer Wirklichkeitserfahrung zeitlos gültig zusammen.

Selbstverwirklichung, die die destruktiven Seiten des Lebens ausklammert, ist in Wahrheit gar keine. Christliche Selbstverwirklichung umfaßt alle konkret erfahrbaren Vollzüge der Liebe – und weiß doch von deren Unzulänglichkeit in unserem irdischen Dasein. Anders ausgedrückt: sie weiß von der Erlösungsbedürftigkeit des Hier und Jetzt, von unserer Schuldfähigkeit, zu deren Aufhebung menschliche Vergebung nicht ausreicht, und von der Notwendigkeit eines umfassenden Angenommenseins. Denn auch wenn wir von anderen angenommen werden, so bleibt dies doch begrenzt und brüchig. Glauben an die Liebe Gottes heißt aber, daß der Mensch mit seinen Grenzen, aber auch seiner Freiheit zum Guten wie zum Bösen, von einem Höheren, der der Grund aller Wirklichkeit ist, angenommen und geliebt wird, ja, daß er eigentlich nur deshalb selbst – zumindest teilweise – Liebe geben und empfangen kann.

VII. Voraussetzungen christlicher Erziehung

Wie müßte nach dieser Klärung der Begriffe nun eine christliche Erziehung heute aussehen, gerade wenn man Alice Millers grundsätzliche Erziehungskritik und ihre Erkenntnisse über die kindliche Psyche ernst nimmt? Auch wenn wir hier nicht die Vermittlung der Glaubensinhalte en detail, sondern nur die Voraussetzungen religiöser Erziehung ansprechen können, so läßt sich doch aufweisen, daß letztere weitgehend deckungsgleich mit den Forderungen Alice Millers sind, ja, daß man von ihr auch auf diesem Gebiet lernen kann.

Alice Miller äußert sich an zahlreichen Stellen ihrer Bücher auch über religiöse Erziehung (12). Dabei hat sie allerdings stets eine autoritär bzw. patriarchal geprägte im Auge, die weitgehend identisch ist mit der berüchtigten „Schwarzen Pädagogik“. Denn diese sei förmlich in der „jüdisch-christlichen Religion verankert“:

„Es sind immer die Isaaks, deren Opferung Gott von den Abrahams verlangt und nie umgekehrt. Es ist die Tochter Eva, die dafür bestraft wird, daß sie der Versuchung nicht widersteht und ihre Neugier nicht dem Gehorsam unterwirft. Es ist der fromme und treue Sohn Hiob, dem Gott Vater immer noch mißtraut, solange er nicht unter größten Qualen seine Treue und Unterwürfigkeit bewiesen hat. Es ist Jesus, der für die Gültigkeit der väterlichen Worte am Kreuze stirbt. Auch die

Psalmisten werden nicht müde, die Bedeutung des Gehorsams als Bedingung jeglicher Existenz zu preisen. Mit diesem Kulturgut sind wir aufgewachsen, aber dieses Kulturgut hätte sich nicht so lange erhalten können, wenn wir nicht durch Erziehung gelernt hätten, uns nicht darüber zu wundern, daß ein liebender Vater es nötig hat, seinen Sohn zu quälen, daß er dessen Liebe nicht spürt und wie bei Hiob Beweise dafür braucht.“ (3/122f)

Alice Millers Kritik am herkömmlichen Gottesbild ist weitgehend identisch mit dem, was man bei Tilman Mosers „Gottesvergiftung“ erfährt. Dabei schließt sie in ihre Kritik auch die Bibel selbst mit ein:

„Denn die Bibel gibt doch ein ganz klar ausgeprägtes Gottesbild, wenn man nur wagt, genauer hinzuschauen. Dieses Bild kann man aus den Taten ablesen, es ist das Bild eines kränklichen, empfindlichen, erzieherischen, autoritären Vaters. Die Bibel spricht von der Allmacht Gottes, aber die göttlichen Taten, die sie beschreibt, widersprechen diesem Attribut. Denn jemand, der die Allmacht besäße, wäre nicht auf den Gehorsam seiner Kinder angewiesen, ließe sich nicht durch deren Götzen verunsichern und müßte sein Volk deswegen nicht verfolgen. Aber vielleicht sind die Theologen nicht in der Lage, ein Idealbild der wahren Güte und Allmacht zu schaffen, das im Gegensatz zur Realität ihrer Väter steht, solange sie diese Realität nicht durchschauen. So schaffen sie sich ein Gottesbild mit dem erfahrenen Muster. Ihr Gott ist wie ihre Väter: unsicher, autoritär, machthungrig, rachsüchtig, egozentrisch. Man könnte sich vielleicht andere, auch anthropomorphe Gottesbilder vorstellen, wenn man eine andere Kindheit gehabt hätte.“ (3/121)

Auch wenn Alice Millers Angriffe gegen Bibel und Gottesbild ziemlich undifferenziert erscheinen, so ist ihr doch in der Tendenz recht zu geben: Es ist an der Zeit, Abschied von selbstverständlich gewordenen „Patriarchalisten“ in der religiösen Erziehung zu nehmen und auch – wie es ein Anliegen moderner feministischer Theologinnen ist – das biblische Gottesbild von patriarchaler Übermalung zu reinigen. Dies gehört zu den unerläßlichen Bedingungen einer heutigen, verantwortbaren religiösen Erziehung (13).

Der Schlüssel für eine solche ist in der Tat das Einfühlungsvermögen in das Kind, in seine Individualität, seine Bedürfnisse und seine Würde. Mit den Worten Alice Millers ausgedrückt: „Jedes Kind hat unabdingbare Bedürfnisse, unter anderem nach Sicherheit, Geborgenheit, Schutz, Berührung, Wahrhaftigkeit, Wärme, Zärtlichkeit.“ (3/408)

Dabei können Kinder am Anfang gar nicht anders, als alles „narzißtisch“ auf sich selbst zu beziehen. In ihrer Hilflosigkeit bedürfen sie stetiger Aufmerksamkeit und Umsorgung. Zu ihrem „Egoismus“ gehören in der Anfangsphase auch Gefühle wie Wut und Aggressivität. Wer meint, solche spontanen Äußerungen des Kindes sofort im Keim ersticken zu müssen, um es „aggressionslos“ werden zu lassen, züchtet in Wirklichkeit nur Neurosen heran. Alice Millers Beispiel der überforderten Pfarrerskinder sollte als Warnung dienen. Ein Kind aber, dessen existentielle Bedürfnisse ernst genommen werden, gewinnt rasch ein Gefühl des eigenen Wertes und damit die wichtigste Voraussetzung dafür, die Grenzen des Narzißmus so bald wie möglich zu verlassen und selbst einfühlsam und liebevoll zu werden.

Wenn sich die christliche Religion mit der Bezeichnung schmückt, die Religion der Liebe zu sein, so muß sie diese grundsätzlich und konkret erfahrbar werden lassen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, Kindern eine Ahnung von der Liebe Gottes oder auch das Gebot der Nächsten-, ja Feindesliebe zu vermitteln, wenn diese selbst nie erfahren haben, wie sich Liebe ganz konkret äußert. Wenn sie hingegen befähigt werden, sich in andere einzufühlen und liebevoll zu sein, dann eröffnet sich ihnen der Weg zur Fülle des Lebens, die – nach den Worten Jesu im Johannesevangelium (Joh. 10,10) – Inhalt und Ziel der Nachfolge Christi ist.

Kinder, denen Einfühlung zuteil wurde, die dabei aber auch lernten, für ihre eigene Unvollkommenheit sensibel zu werden, entwickeln in der Regel auch leichter eine grundsätzliche Zärtlichkeit im Umgang mit anderen, mit der Schöpfung, mit Tieren und Pflanzen. Dabei wird ihnen zugleich die beste Voraussetzung für eine spätere Partnerschaft mitgegeben; denn das Maß an Zärtlichkeit ist auch das Kriterium für geglückte und beglückende Erotik und Sexualität.

Auf diesem Gebiet hat die traditionelle religiöse Erziehung das größte Defizit: Aus Angst vor der Macht des Eros wurde bereits Zärtlichkeit als solche beargwöhnt, so als lenke sie von der wahren Liebe ab. Dabei spielte die in der Kirchengeschichte immer wieder aufgetretene Aufspaltung des Liebesbegriffs in verbotenen Eros und geforderte Agape (also eine erotikfreie „Nächstenliebe“) eine verhängnisvolle Rolle (14). In Wahrheit haben echter Eros, wie er beispielhaft im Hohen Lied des Alten Testaments zum Ausdruck kommt, und Agape eine gemeinsame Wurzel: den Respekt vor der Würde des anderen, die Fähigkeit, sich in ihn einzufühlen und von ihm her zu denken, und das Verlangen, den anderen glücklich zu machen. Damit ist freilich auch gesagt, daß eine bloße, unter dem Mantel des Eros auftretende Begehrlichkeit, den anderen nur zu einem Teil seiner selbst zu machen, einer christlichen und humanen Erotik widerspricht, ja, nicht einmal den Namen „Erotik“ verdient. Andererseits aber können Begierde und Leidenschaft den begehrten Menschen auch beglücken und bereichern – und der Grad, in dem sie dies erreichen, ist zugleich der Maßstab für ihren Wert.

Wer einfühlsam ist, wird auch tolerant sein können. Toleranz bedeutet gerade nicht Gleichgültigkeit gegenüber dem, was der andere meint oder tut. Toleranz und Konfliktfähigkeit bilden eine Einheit; sie setzen die Bereitschaft voraus, sich in fremde Anschauungen hineinzusetzen. Alles kritiklos hinzunehmen wäre nur ein Zeichen von Indolenz. Toleranz dagegen bedeutet Kritikfähigkeit und – nach Möglichkeit gewaltlose – Auseinandersetzung. Der Idealfall ist es, am Ende einer Auseinandersetzung anerkennen zu können, daß es verschiedene Wege gibt, die an ein gemeinsames Ziel führen.

Einfühlungsvermögen ist auch die Grundlage von Phantasie, Kreativität und Ästhetik. Wer einen Sinn für Schönheit entwickeln kann, hat auch selbst das Verlangen, Schönes zu schaffen. Und weil er zugleich auch den Mangel an Schönheit und die Unzulänglichkeiten empfinden kann, wird er die Phantasie anstrengen, um Abhilfe zu schaffen und sich für das Gute zu engagieren.

Wie wir gesehen haben, bedeutet Einfühlungsvermögen aber auch das Gespür für die vielfachen Möglichkeiten, schuldig zu werden. Und so wächst auch die Erkenntnis von der Erlösungsbedürftigkeit allen irdischen Lebens. Somit ist Einfühlungsvermögen Voraussetzung einer Religiosität, die nicht aufgezwungen ist, sondern aus dem Innern, aus der Seele selbst, kommt.

Diese kurz umrissenen Grundlagen religiöser Erziehung, die um ihre Verantwortung weiß, sind aber zugleich auch Elemente christlicher Selbstverwirklichung. Denn sie alle sind Konkretisierungen der Liebe. Und für alle ist charakteristisch, daß der, der sie lebt, indem er anderen hilft und gibt, automatisch selbst die größte Bereicherung erfährt. So sind diese Werte und Fähigkeiten der Liebe nicht nur Voraussetzungen christlicher Erziehung, sondern bereits auch ihr wichtigster Inhalt. Der Glaube an den Gott der Liebe muß zusammenfallen mit der Grundhaltung, selbst umfassend zu lieben.

VIII. Sensibilität und das Drama des begabten Kindes

Einfühlungsvermögen als oberster Grundsatz des Umgangs mit Kindern – Alice Millers Forderung deckt sich mit einer Auffassung von religiöser Erziehung, der es zuallererst um die Konkretisierung des Prinzips Liebe geht. Nun scheint sich aber, wenn man der Autorin folgt, kindliche Sensibilität auch auf einem anderen, sehr gefährlichen Weg entwickeln zu können, gewissermaßen selektiv und die freie Entfaltung des Kindes behindernd. Schon in ihrem ersten Buch (15) beschrieb Alice Miller, wie Kinder, vor allem begabte, von Erwachsenen mißbraucht werden können. Eltern, deren Bedürfnisse in ihrer eigenen Kindheit nicht erfüllt wurden, können sich nämlich die für sie notwendige und ihnen bis dahin vorenthaltene Zuwendung bei ihren eigenen Kindern holen, über die sie ja nahezu uneingeschränkt verfügen dürfen. Das zugrunde liegende Schema skizziert Alice Miller folgendermaßen:

„1. Da war eine im Grunde emotional unsichere Mutter, die für ihr narzißtisches Gleichgewicht auf ein bestimmtes Verhalten oder eine bestimmte Seinsweise des Kindes angewiesen war ...

2. Dazu kam eine erstaunliche Fähigkeit des Kindes, dieses Bedürfnis der Mutter oder beider Eltern intuitiv, also auch unbewußt zu spüren und zu beantworten, d.h. die ihm unbewußt zugeteilte Funktion zu übernehmen.

3. Diese Funktion sicherte dem Kind die ‚Liebe‘, d.h. hier die narzißtische Besetzung durch die Eltern. Es spürte, daß es gebraucht wurde, und das gab seinem Leben die Existenzsicherung. Diese Fähigkeit wird ausgebaut und perfektioniert, und diese Kinder werden nicht nur zu Müttern (Vertrauten, Tröstern, Ratgebern, Stützen) ihrer Mütter, sondern übernehmen auch Verantwortung für ihre Geschwister und bilden schließlich ein ganz besonderes Sensorium für unbewußte Signale der Bedürfnisse des anderen aus. Kein Wunder, wenn sie später oft den Beruf des Psychoanalytikers wählen.“ (1/23f)

Es wäre jedoch wiederum ein großes Mißverständnis, anzunehmen, daß sich kindliche Sensibilität nur unter diesen Voraussetzungen narzißtischer Erziehungsversuche entwickeln könnte. Denn Einfühlungsvermögen gedeiht auch immer schon da, wo Liebe geschieht und Glück erfahren wird. Man kann die Sensibilität des Kindes auch und vor allem dadurch fördern, daß man sie selbst vorlebt, dem Kind gegenüber, wie Alice Miller zu Recht fordert, Respekt und tiefe emotionale Liebe zeigt, ihm beweist, daß man es eben auch dann noch mag, wenn es einmal nicht so „lieb“ ist, wie man es sich wünschen würde. Liebevollen Eltern wollen die Eigenständigkeit, also auch das Anderssein des Kindes; sie fördern die optimale Entfaltung seiner eigenen Fähigkeiten – in einer Art „begleitender“, aber auch Vorbild, Sinn und Halt gewährender Erziehung. Man darf aus ihren Büchern schließen, daß Alice

Miller, sieht man einmal vom Begriff Erziehung ab, ähnlicher Ansicht ist, auch wenn sie die einseitige Erklärung, wie Sensibilität als Teil eines „Dramas“ entsteht, m.W. nicht ausdrücklich zurechtrückt. Wenn sie aber, wie bereits angeführt, an anderer Stelle betont, daß Menschen, „die bei ihren Eltern Schutz, Respekt und Ehrlichkeit erfahren dürften“, später selbst „intelligent, sensibel, einfühlsam und hoch empfindungsfähig“ würden (4/178), so wird ihre Absicht erkennbar, durch umfassende liebevolle und einfühlsame Zuwendung Kindern die Voraussetzungen zu vermitteln, wie sie einmal selbst umfassend lieben können.

IX. Alice Millers Sicht der Kindheit Jesu

Nach den bisherigen Zitaten aus Alice Millers Werken könnte leicht der Eindruck entstehen, sie lehne jegliche Religion, vor allem das Christentum, grundsätzlich ab. In der Tat greift ja die Verneinung persönlicher Schuldfähigkeit das Zentrum eines Glaubens an, nach dem Jesus Christus für die Schuld der Menschen gestorben ist. Und doch sieht die Autorin in der Gestalt Jesu und in seiner Familie nicht nur ein Beispiel für das, was sie „Begleitung“ nennt; sie streicht dabei sogar die biblische Aussage, jeder Mensch sei ein Kind Gottes, als vorbildlich heraus. Allerdings unterscheidet sie zwischen einem alttestamentlichen Gottesbild, das sie für durch und durch patriarchal hält, und dem Gottesbild Jesu. Auch ist ihre Einfühlung in das Kind Jesus nicht unbedingt durch die Erkenntnisse heutiger Exegese gerechtfertigt. Dennoch verdient Alice Millers Sichtweise Beachtung und Nachdenklichkeit, wenn sie schreibt:

„Vieles, was Jesus in seinem ganzen Leben gesagt, aber vor allem getan hat, zeigt, daß er nicht nur diesen einen Vater (Gott) hatte, den fordernden, auf Gesetzen bestehenden, auf Opfer angewiesenen, fernen, unsichtbaren, unbeirraren, den Vater, 'dessen Wille geschehen muß'. Aus seiner frühen Erfahrung kannte Jesus auch einen anderen Vater, nämlich Josef, der sich nirgends in den Vordergrund drängte, der Maria und das Kind beschützte und liebte, der es förderte, in den Mittelpunkt stellte, es bediente. Es muß dieser wirklich bescheidene Josef gewesen sein, der dem Kinde ein Maß für Wahrheit und die Erfahrung der Liebe vermittelt hat. Deshalb konnte Josef die Verlogenheit seiner Zeitgenossen durchschauen ... Falls er (= der Mensch; G.T.) als Kind keine Liebe erfahren hat, wird er sich danach sehnen, aber nicht wissen, was Liebe sein kann. Jesus hat es gewußt.

Es gäbe zweifellos mehr liebesfähige Menschen, wenn die Kirche, statt an den Gehorsam für die Obrigkeit zu appellieren und von daher die Gefolgschaft Christi zu erwarten, die entscheidende Bedeutung der Haltung Josefs einsehen würde. Er diene seinem Kind, weil er es als Kind Gottes angesehen hat. Wie wäre es denn, wenn wir alle unsere Kinder als Kinder Gottes ansehen würden, was man ja auch tun könnte?“ (3/125f)

Um so schlimmer ist es für Alice Miller, daß sich christliche Erziehung nie Josef zum Vorbild nahm:

„Die Tatsache, daß Jesus bei Eltern aufgewachsen ist, die nichts anderes mit ihm vorhatten, als ihm Liebe und Achtung zu erweisen, wird auch von gläubigen Christen, die in Jesus den Gottessohn sehen und an die Überlieferung glauben, kaum bestritten werden können. Gerade dieses Ereignis der Verehrung des Kindes

wird ja in der ganzen christlichen Welt alljährlich zu Weihnachten gefeiert. Trotzdem hat sich die christlich-religiöse Pädagogik niemals an dieser Tatsache orientiert. Auch wenn man annimmt, daß Jesus seine Liebesfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Güte nicht der außergewöhnlich liebevollen Haltung von Maria und Josef, sondern der Gnade seines göttlichen Vaters verdankte, könnte man sich fragen, warum Gott gerade diesen irdischen Eltern die Aufgabe anvertraute, die Kindheit seines Sohnes zu betreuen. Es ist eigentlich erstaunlich, daß in der ganzen Nachfolge Christi diese Frage, die den Pädagogen neue Impulse hätte geben können, niemals aufgetaucht ist. Die dienenden Eltern des Jesuskindes sind niemals zum Vorbild gemacht worden, es werden im Gegenteil in den religiösen Büchern Maßnahmen zur Beherrschung des Kindes bereits im Säuglingsalter empfohlen. Sobald es aber kein Geheimnis mehr ist, daß sich dieses Vorbild mit einer psychologischen Gesetzmäßigkeit deckt, sobald mehrere Eltern merken, daß nicht das Predigen der Liebe, sondern Achtung und Verstehenwollen des Kindes seine Liebesfähigkeit unterstützen, werden Menschen, die so aufwachsen durften, keine Ausnahme mehr bilden und nicht den Märtyrertod sterben müssen.“ (3/127f)

Bei allen Vorbehalten gegenüber Alice Millers Bibelauslegung darf man doch nicht verkennen, daß sie auch christlichen Erziehern wichtige Impulse geben kann.

X. Die Autorin als Vorbild

Will man aus christlicher Sicht ein Resümee zu Alice Millers antipädagogischem Programm ziehen, so sollte man weniger ihre strikte Ablehnung des Begriffs Erziehung im Auge haben, da es sich hierbei eher um ein Sprach- bzw. Definitionsproblem handelt, auch wenn man sich um Details in der Sache durchaus streiten kann und muß. Problematischer ist dagegen eine Vorstellung vom menschlichen Wesen, in der das Problem der Schuld und die Frage nach der menschlichen Entscheidungsfreiheit ausgeblendet wird oder nur in grober Verkürzung aufscheint. In diesen Punkten ist Alice Millers Ansatz zu korrigieren – oder aber konsequent zu Ende zu denken. Es ist die Gefahr zu meiden, die in monokausalen Erklärungsmustern liegt, zu denen offensichtlich die psychoanalytische Praxis nicht selten geneigt ist.

Gegen die Kritik an Alice Miller hat jedoch die Anerkennung ihrer Verdienste um eine neue Sicht der kindlichen Seele das Übergewicht. Eltern, Lehrern und allen übrigen Erziehern kann man die Lektüre ihrer Bücher empfehlen. Was man nicht alles aus ihnen lernen kann: Wie wichtig es z.B. ist, schon mit dem Kleinkind zu sprechen, wie ernst dessen Gefühle von Geburt an genommen werden müssen, wie hilfreich für seine Entwicklung das Spielen mit ihm ist, und so vieles Nützliche mehr. Freilich wären Eltern schnell überfordert, wenn sie ihr ganzes Denken und Handeln ausschließlich ihren Kindern widmen wollten. Sensibles Erziehen bedeutet nicht, daß Erwachsene auf ihre eigenen Rechte und Interessen völlig verzichten müßten. Dies würde nur zur Verkrampfung führen, die gerade das vereitelte, was man erreichen wollte.

Hier ist eine Begriffserklärung angebracht. In der Moraltheologie unterscheidet man zwischen sog. Erfüllungs- und Zielgeboten. Während erstere immer und grundsätzlich zu befolgen sind, bieten letztere Orientierungen, auf die das Handeln eines jeden von Fall zu Fall ausgerichtet werden soll. Das oberste christliche

Zielgebot ist universale Liebe. Ein Ziel kann man auch trotz mancherlei Rückschläge im Auge behalten, ja, man kann aus diesen lernen, das Ziel genauer zu sehen und geeignetere Wege zu finden. Auf Alice Millers Forderung nach umfassender Einfühlung angewandt, bedeutet diese Unterscheidung: Sie ist als Orientierungspunkt wichtig und hilfreich, sie könnte aber auch Schaden anrichten, wenn man sie als absoluten und in jeder Situation zu erfüllenden Befehl betrachtet wollte.

Bei der Würdigung der Werke Alice Millers dürfen wir noch einen Schritt weitergehen: Die Autorin selbst kann und soll einem Christen, der Glauben und Ethik in engem Zusammenhang sieht, mit ihrem Anliegen zum Vorbild dienen: Da ist zunächst ihr eigenes Bestreben, sich in die Psyche des Kindes einzufühlen, ein Grundsatz, von dem auch jede Art religiöser Erziehung geleitet sein muß. Alice Miller regt dazu an, hinter jedem Patienten auch das Kind zu sehen, das selbst einmal Opfer war. Auch ihre Warnung, „daß die an Kindern ausgeübten Verbrechen auf die ganze Menschheit zurückschlagen“ (5/15), sollten besonders Christen beherzigen. Schließlich läßt ihre Forderung, in jedem Kind ein Kind Gottes zu sehen, eine Art tiefer, wenn auch nicht sofort erkennbarer, Religiosität erahnen.

Auch ihre Darstellung des Umgangs mit Erwachsenen sollte für Christen vorbildlich sein. Selbst wenn sie nirgendwo ihre frühere psychotherapeutische Ausrichtung als Nächstenliebe bezeichnet, so ist sie es, soweit man dies aus Büchern beurteilen darf, in Wirklichkeit doch. Alice Miller kann eine Vorstellung davon vermitteln, wie Nächstenliebe konkret wird, nämlich in der Identifizierung mit und in der Einfühlung in den Mitmenschen. Der Nächste ist ja immer der, der unsere Hilfe braucht. Zu helfen, wirksam zu helfen, ist das Motiv, das hinter Alice Millers Berufspraxis und ihren Schriften zu erkennen ist.

Vor allem aber kann man sich von ihrer Sichtweise dazu führen lassen, grundsätzlich in jedem Menschen ein Ebenbild Gottes zu sehen. Selbst schlimmste Verbrecher, selbst ein Sexualmörder oder ein Adolf Hitler, sind für Alice Miller Menschen, die einmal unschuldige Kinder waren, denen man aber die Möglichkeit nahm, sich als Menschen zu entfalten. Und so zeigt sie selbst mit ihnen, deren Verhalten größte Abscheu verdient, noch Verständnis und versucht damit, ihnen ihre unsägliche Schuld zu nehmen.

Noch habe ich keinen theologischen Traktat gefunden, in dem besser vor Augen geführt worden wäre, was unter Jesu Forderung an uns zu verstehen ist, unsere Feinde nicht zu hassen, sondern zu lieben (Mt. 5,43ff).

Anmerkungen

1. Vgl. vor allem: Jugendliche und Erwachsene '85: Generationen im Vergleich. Studie im Auftrag der Deutschen Shell, Opladen 1985.
2. A. S. Neill, Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Das Beispiel Summerhill, Reinbek ²1969.
3. Siehe Literaturverzeichnis und die dortigen Angaben zur Zitierweise.
4. So gab Alice Miller ihrer schriftstellerischen Tätigkeit wegen auch ihre und psychoanalytische Praxis auf, um sich nun an ein weit größeres Publikum zu wenden.
5. 2/169-231. Auch eines ihrer beiden neuesten Bücher (5) ist fast ausschließlich der Kindheitsanalyse berühmter Personen, u.a. Nietzsches und Picassos, gewidmet.
6. Tilman Moser, Gottesvergiftung, Frankfurt/M. 1976.
7. In ihren neuesten Büchern gebraucht Alice Miller auch den Begriff des helfenden Zeugen“, „der die Wahrnehmungen des Kindes bestätigt und ihm auf diese Weise erst die Erkenntnis ermöglicht, daß ihm ein Unrecht zugefügt wurde“ (5/131). Solche Zeugen könnten z.B. bereits Schwester, Bruder, Lehrer oder Nachbarin sein (6/249).
8. Typisch ist dafür der Erfolg des Buches von Robin Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden, Reinbek 1986.
9. Vgl. hierzu: Hansjörg Hemminger (Hrsg.), Die Rückkehr der Zauberer. New Age. Eine Kritik, Reinbek 1987.
10. „Da ich unter Therapie eine sensorische, emotionale und gedankliche Entdeckung der einst verdrängten Wahrheit verstehe, sehe ich in der moralischen Forderung nach Versöhnung mit den Eltern eine unumgängliche Blockierung und Lähmung des therapeutischen Prozesses.“ (6/196)
11. Sie fordert jedoch keine Gefängnisstrafe, sondern meint: „Es ist zum Beispiel eine gerichtliche Anordnung denkbar, daß ein Vater für einige Monate seine Familie verlassen und doch deren Unterhalt sichern muß. Wenn der Vater, plötzlich allein gelassen, sich mit den Gefühlen der eigenen Kindheit konfrontiert sieht und dann einem wissenden Zeugen (vielleicht in der Person eines gut informierten Sozialarbeiters) begegnet, der ihm hilft, seine damalige Situation nicht mehr zu verdrängen, dann wird dieser Vater nach seiner Rückkehr kaum in Gefahr sein, sein Kind zu mißhandeln.“ (6/253f) Wieweit solche Ideen realitätsgerecht sind, sei dem Urteil des Lesers überlassen.
12. Vgl. vor allem 2/45, 47f, 57f.

13. Die Thematik wird ausführlich in meinem Buch behandelt: G. T., Sensibel werden – religiös erziehen, München 1988. Darin wird auch anhand ausführlicher Beispiele geschildert, wie christliche Erziehung heute konkret geschehen könnte, ohne Kinder zu neurotisieren.
14. Vgl. z.B. bereits im Neuen Testament 1.Kor. 7 mit 1.Kor. 13!
15. 1/15-54.

Literatur von Alice Miller

1. Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst, Frankfurt/M. ²1983 (st)
2. Am Anfang war Erziehung, Frankfurt/M. ²1983 (st)
3. Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema, Frankfurt/M. ²1983 (st)
4. Bilder einer Kindheit, Frankfurt/M. 1985
5. Der gemiedene Schlüssel, Frankfurt/M. 1988
6. Das verbannte Wissen, Frankfurt/M. 1988

Das Gedicht auf Seite 11 stammt aus: Theodor Weißenborn, Alchimie – Sprüche und Wider-Sprüche, Quell Verlag Stuttgart 1987.

Die Zitierweise im Text folgt der Nummerierung in Klammern mit jeweiliger Seitenangabe.

[Ganzseitige Verlagswerbung; die Red.]

Gregor Tischler, geboren 1949 in Regensburg, studierte dort von 1968 bis 1974 Katholische Theologie und Latein und war von 1971 bis 1974 Wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Evangelische Theologie. Seit 1976 unterrichtet er am Gymnasium Donauwörth; seit 1982 leitet er an der Volkshochschule Donauwörth auch Kurse über theologische Grundfragen. Er ist Autor des Buches: Sensibel werden – religiös erziehen, München 1988.